

Wo sind die Zeiten . . .

Dieses Buch enthält eine Auswahl meiner während der letzten zehn Jahre für die „Neue Freie Presse“ geschriebenen Skizzen. Zehn Jahre, das sagt sich so leicht. Aber was für furchtbar schwer wiegende zehn Wiener Jahre sind das gewesen! Noch nie und nirgends hat sich wohl eine große Stadt, ein ganzer Menschenschlag in einer kurzen Zeit so gründlich verändert — verändert, um im Grunde dennoch unveränderlich und unverbesserlich zu bleiben. Zwischen dem Wiener von 1909 und dem von 1919 besteht nur eine Ähnlichkeit, wie zwischen der ersten und dritten Generation einer Familie. Wir alle sind sozusagen unsere eigenen Enkel, und wenn wir einen Blick in den unangenehm aufrichtigen Spiegel der Selbstkritik tun, dann müssen wir leider zugeben: Weiß Gott, die Rasse hat sich nicht verbessert, die Familie hat sich bedenklich nach abwärts entwickelt.

Die hier zum Buche vereinigten Skizzen sind ein derartiger kritischer Spiegel: ein Versuch, die äußere und innere Wandlung einer ganzen Stadt, ihrer Menschen und Gewohnheiten, ihres Denkens und Fühlens in kleinen Bildern festzuhalten. Zumeist sind's nur Momentaufnahmen, aus dem Tag heraus entstanden für den Tag. Kein Wunder, wenn sie vielleicht die Fehler von Momentaufnahmen haben: übertriebenes Hell und Dunkel, Verzerrungen und perspektivische Mängel. Aber die Schuld liegt nicht allein am Apparat, sondern auch an den ungünstigen Umständen. Es war manch-

mal, und besonders in den fünf Kriegsjahren, verdammt schwer und auch nicht unrisikant, die Wiener Wirklichkeit zu photographieren. Fast jede der Skizzen, die der mittlere Teil „Wiener Hinterland“ enthält, ist unter der Aufsicht der österreichischen Zensur entstanden. Ihre aus Dummheit und Willkür gemengte lähmende Macht hat auch der unpolitischste Wiener Schriftsteller gespürt. Wer einen instinktiven Abscheu vor allem hatte, was Krieg, Militarismus und große Zeit hieß, wer der anbefohlenen schwarz-gelben Begeisterung nicht fähig war, der stand jeden Tag vor demselben Problem: wie sage ich das, was ich meine, derart, daß man's nicht merkt, wie umschreibe ich die Wirklichkeit, um mich nicht des Hochverrates schuldig zu machen . . . Mit einem Wort: es war richtiger Galgenhumor, denn Galgen gab's damals genug.

Mir scheint, für einen Humoristen, für einen „Plauderer“ bin ich jetzt schon zu ernst geworden. Denn dagegen kommt man nicht auf: Gegen die Meinung, die der liebe Leser, die holde Leserin von einem hat, gegen die Rubrik, das Kastel, in das man ein- für allemal gesteckt wird. Wer einmal für liebenswürdig und launig, für witzig und ironisch gilt, von dem erwartet das Publikum unerbittlich, daß er es immer und lebenslänglich ist. Und dabei bin ich im Grunde genommen wirklich ein ernster, beinahe melancholischer Patron, so ungefähr wie ich auf dem Bilde dreinschaue. Oder sollte ich am Ende erst beim Zusammenstellen und Durchlesen meines eigenen Humors so ernst und melancholisch geworden sein? Ist schon möglich. Zurückblättern und Zurückblicken ist immer eine elegische Beschäftigung. Und gar ein Rückblick, der bis in die letzten Wiener Friedensjahre reicht. Sie waren ja auch schon ein verändertes und verdorbenes Wien, und

vielleicht wären in der gedankenlosen Üppigkeit, dem luriösen Übermut schon die Keime alles Folgenden enthalten. Aber jetzt, auf die Distanz von zehn Jahren, muten diese Tage wie ein naives Idyll an, wie ein gemächlich bescheidenes Biedermeier: Jahre, in denen wir gar nicht gewußt haben, wie gut es uns gegangen ist, und denen wir jetzt tagtäglich nachseufzen: wo sind die Zeiten . . .

Ja, warum seufzen wir denn? Jetzt sind wir doch freie Österreicher, unabhängige, stolze Republikaner. Das wär' schon recht, wenn man nur mehr Anlaß hätte, sich darüber zu freuen, wenn wir uns nur nicht in diesem freien Staat selber die Freiheit verfehlen würden. Eigentlich ist es nur ein Farbenwechsel: Schwarz-gelb wurde mit Rot überstrichen, aber dahinter steckt die alte Unduldsamkeit. Ob man mich zwingt, bei der Volkshymne das Haupt zu entblößen oder beim Lied der Arbeit, das ist mir ganz egal. Auf die Streberei nach oben ist eine Streberei nach unten gefolgt, und wer seiner politischen Überzeugung nach Privatmann ist, empfindet sie genau so unwürdig und beschämend. Nein, auch das republikanische Wien, soweit wir es in diesen fünfviertel Jahren erlebt haben, ist nicht das richtige. Gibt's überhaupt noch ein richtiges Wien und wird es jemals wieder eines geben? Oder haben wir schon, ohne es zu ahnen, überhaupt aufgehört zu sein? Aber darum kümmert sich der echte Wiener nicht. Wenn ihm auch das Wasser bis zum Mund reicht, singt er dennoch unentwegt und weinselig: der Wiener geht nicht unter. Ohne zu merken, daß er eigentlich schon längst untergegangen ist.

W i e n, im März 1920.

L. Hfd.

